

Heidelberger Universitätsprediger

Kapitel 7

Kirchliches Amt an der Universität:
Die Universitätsprediger seit 1989



Bild: Adolf Martin Ritter (Quelle: „... zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn“, Heidelberg 2013, S. 10.)

Adolf Martin Ritter

*Geboren am 23. November 1933 in Schwarzenborn
Universitätsprediger von 1987/89-1998*

Die Menschen in Gang bringen – Adolf Martin Ritter als Prediger*

Wolfram Kinzig

** Der Beitrag ist in einer ungekürzten Fassung erschienen in: „... zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn“. Eine homiletische Festschrift zu Adolf Martin Ritters 80. Geburtstag, hg. v. Tobias Habicht, Stefan Karcher, Hanna Reichel, Heidelberg 2013, S. 11-17.*

„Mehr als Gott – kann es nicht geben. Mehr als Gott hat niemand von uns nötig; niemand.“

Der mit diesen Worten eine Predigt zu Markus 12,41-44 beschließt, ist vor allem als akademischer Theologe international bekannt und hoch geachtet. Adolf Martin Ritter hat durch seine engagierte Lehre als Professor für Historische Theologie (Kirchengeschichte) an den Universitäten Marburg (1978-1981) und Heidelberg (1981-1999) Generationen von Pfarramts- und Lehramtsstudierenden für den künftigen Beruf zugerüstet sowie durch sein immenses wissenschaftliches Œuvre im Bereich der Kirchen- und Theologiegeschichte seit der Heidelberger Promotion (1962) und der Göttinger Habilitation (1970) die patristische Forschung (und nicht nur diese) über mehr als ein halbes Jahrhundert weltweit geprägt. Zeugnisse für die große Anerkennung in der Fachwelt sind u.a. eine von seinen Schülern herausgegebene Sammlung wichtiger Aufsätze, eine Festschrift aus Anlass seines 65. Geburtstags und die Verleihungen der Würde eines theologischen Ehrendoktors durch die

rumänischen Universitäten Cluj (Klausenburg) und Oradea (Großwardein) – letztere als Ausdruck des Dankes für seinen unermüdlichen Einsatz darin, die ökumenischen Verbindungen nach Rumänien und Südosteuropa während der Zeit des Eisernen Vorhangs und danach aufrecht zu erhalten.

Weniger bekannt ist, dass Martin Ritter auch über zehn Jahre, nämlich von 1987 bis 1998, als Universitätsprediger an der Heidelberger Peterskirche gewirkt hat. In dieser Zeit hat er der Universität durch die Sonntagsgottesdienste sowie durch die kleineren Feiern am Mittwochmorgen einen starken geistlichen Impuls gegeben. Einige seiner Predigten und biblischen Besinnungen aus dieser Zeit sind vor einigen Jahren, in einem Band versammelt, im Verlag Hartmut Spenner in Waltrop erschienen, dem ich auch das eingangs angeführte Zitat entnommen habe.

Martin Ritter ist nicht nur akademischer Theologe, sondern auch mit Leib und Seele Kirchenmann und Seelsorger. Der Sensus dafür ist ihm von Hause aus mitgegeben (stammt er doch aus einem hessischen Pfarrerhaushalt) und wurde durch die eigene Tätigkeit als Pfarrer in einer hessischen Landgemeinde nach der Ordination (1962) noch geschärft: Martin Ritter versteht sich nicht allein als Kirchenhistoriker, sondern als historischer Theologe und als solcher auch als Verkündiger.

Um Martin Ritter als Prediger vorzustellen, möchte ich vier Aspekte seines Wirkens auf der

Kanzel hervorheben (und bediene mich dabei ganz ungeniert bei den Martin Ritter besonders nahestehenden Kirchenvätern):

1. *Θεοφιλία*: Die Gottesliebe, der *amor dei*, der sich in der augustinisch-lutherischen Tradition im rechtfertigenden Handeln Gottes äußert, ist bei Martin Ritter Anfangs- und Endpunkt aller Theologie. Sie ist uns offenbar durch die Heilige Schrift, in der das Wort Gottes zur Sprache kommt. Aus der Bibel wissen wir, dass Gott uns liebt, und die Bibel lehrt uns, Gott zu lieben. Die Schriftauslegung ist darum bei Martin Ritter Kern allen kerygmatischen Wirkens. Aus jeder seiner Ansprachen wird deutlich, dass er sich intensiv mit dem auszulegenden Text auseinandergesetzt hat, dass er hineinhorcht in das, was die Schrift uns über Gott und sein heilsames Tun zu sagen hat, und sich dabei auch nicht geniert, gegebenenfalls eigene frühere Einsichten zu korrigieren, um immer besser zu verstehen, was uns aufgetragen ist.

Oft finden sich gelehrte Erläuterungen der biblischen Zentralbegriffe. Unbefangen spricht der Prediger von der Sünde, vom Glauben und von dem Geheimnis Gottes. Theologisch hoch beladene Loci wie Prädestination und Pneumatologie werden angesprochen. Kreuz und Tod Christi werden thematisiert – aber nicht in einem in manchen evangelischen Kreisen beliebten resignativen Karfreitagston; vielmehr bilden Passion und Auferstehung Christi das eine Ostereignis, in dem uns Gottes Liebe aufgegangen ist. (In dieser besonderen Akzentuierung wird spürbar, dass Martin Ritters Spiritualität auch von der Orthodoxie Impulse empfangen hat.)

Dieser Gott, der uns liebt und den wir lieben, ist der Gott von Juden und Christen. Martin Ritter predigt stets in Gegenwart Israels, denn „Auschwitz“ hat der christlichen Theologie ihre Israelvergessenheit offenbar gemacht (und der millionenfache Mord an den Juden hat ebenso wie die Erfahrung von Leid und Entbehrung am eigenen Leib in der Kriegs- und Nachkriegszeit die Persönlichkeit und das Denken Martin Ritters

nachhaltig geprägt). Aber er fragt auch, „was Gott mit uns, denen ‚aus den *Völkern*‘, den ‚Heiden‘, um seiner Ehre willen, vorhat“ (S. 57; Hervorhebung im Original). Ihm geht es darum, „sowohl die alttestamentlich-rabbinisch-jüdische Auslegungsgeschichte in ihrer Eigenständigkeit zu achten und sich damit auch gegen ein allzu simples Schema von ‚Verheißung und Erfüllung‘ und einen damit oft genug verbundenen antijüdischen Triumphalismus zu verwahren, als auch den ‚Fehler‘ zu vermeiden, vor dem ‚christologischen‘ Auslegungshorizont des Textes geradezu ängstlich auszuweichen!“ Es gibt nämlich „zwei Lesarten“ des Alten Testaments: „in jüdischer und in christlicher Interpretation. Wer wollte ausschließen, dass dieser Zwiespalt *einmal* aufgehoben wird“, denn: „Was bei Gott eines ist, klingt für unsere menschlichen Ohren wie zwei unterschiedliche Dinge“ (S. 63; Hervorhebung im Original).

2. *Φιλανθρωπία*: Martin Ritter liebt die Menschen. Auslegung der Heiligen Schrift heißt bei ihm, immer auch die Frage zu bedenken: Was bedeutet diese oder jene Perikope für uns in unserem manchmal sehr komplizierten Erdendasein? In diesem Zusammenhang kommen nicht nur die Alltagsnöte einer südwestdeutschen Universitätsgemeinde in den Blick, sondern auch die ganz großen Themen aus Kirche und Gesellschaft. Martin Ritter sucht Antwort zu geben auf die Frage: Wie leben wir? Wie wollen wir unsere Zukunft gestalten? Er thematisiert Begriffe wie menschliche Würde und menschliche Güte, versucht „Hoffnungsrechenschaft“ abzulegen und fragt danach, was man heute unter Demut und Nächstenliebe verstehen kann. Er geht ein auf die Probleme, denen sich die evangelische Kirche in einem zunehmend säkularisierten Land gegenüber sieht. Er erörtert problematisch gewordene oder vernachlässigte Begriffe wie „Mission“ und „Herrschaft Gottes“ und plädiert für deren reflektierte Beibehaltung. Immer wieder äußert er sich zu Themen, die man als politisch bezeichnen kann: Er erinnert an soziale Schief lagen, er

betont die Unveräußerlichkeit der Menschenrechte, er erinnert an das gefährdete Weltklima und an Situationen von Ausbeutung in der Arbeitswelt, er nimmt Stellung zum Balkankonflikt und vor allem auch zum Nahostproblem, in Solidarität mit dem Judentum und doch auch unerschrocken an einer falschen Politik des Staates Israel Kritik ühend.

3. Παρηγοία: Denn Martin Ritters Kanzelrede ist freimütige Rede. Er nimmt kein Blatt vor den Mund. Es geht ihm darum, „einen Gott zu bezeugen, der keinen Gefallen daran hat, dass seine Geschöpfe verwertet, entwürdigt, verschoben oder entsorgt werden, einen Gott, der Menschen in Gang bringt“, es geht ihm um „sozusagen eine ‚negative‘, kritisch-aufklärerische *Theologie*“ (S. 59; Hervorhebung im Original). Diese Theologie wird entworfen in großer ökumenischer Weite, die dem Prediger eröffnet wurde durch seine intensiven Erfahrungen mit der Orthodoxie, die aber auch ausdrücklich die römisch-katholische und anglikanische Kirche mit einbezieht, eine Theologie freilich, die die Unterschiede zwischen den Konfessionen auch nicht verwischt, sondern sie sorgfältig prüft und, wo sachlich notwendig, entweder relativiert oder eben auch stehen lässt.

Weil eine solche Theologie nicht enthusiastisch, sondern nur in kritischer Reflexion und präziser Formulierung betrieben werden kann, wird in Martin Ritters Predigten nicht improvisiert und schon gar nicht dahergeredet. Vielmehr ist der Eindruck rhetorischer Unerschrockenheit, aber ebenso Geschmeidigkeit, ja Virtuosität Resultat einer sorgfältigen Rededisposition und einer Liebe zur deutschen Sprache. Bei Martin Ritter gleicht keine Predigt der anderen. Jede ist anders aufgebaut, sucht einen eigenen Zugang zur auszulegenden Perikope. Exempla aus ganz verschiedenen Lebensbereichen werden zur Illustration herangezogen, schwere theologische Zusammenhänge durch leichtfüßige Alltagsgeschichten aufgelockert.

Das alles wird dargeboten in einer leicht barokkisierenden Sprache: mit farbigen Adjektiven; mit Aufzählungen, die sich wie Perlen auf einer Schnur reihen; mit unerwarteten Zäsuren, die die Spannung steigern; mit Parenthesen, die Erläuterungen zum Haupttext beherbergen; mit Betonungen, in denen der Prediger gewissermaßen auf die Zehenspitzen geht und ins Kirchenschiff hineinruft; und auch mit anspruchsvollen Hypotaxen, die die Aufmerksamkeit der Zuhörerinnen und Zuhörer herausfordern. Denn Martin Ritter simplifiziert nicht, sondern er traut den Menschen unter der Kanzel zu, dass sie ihm auch in komplexere Zusammenhänge folgen werden.

4. Ποικιλία: Nicht zuletzt legen diese Texte Zeugnis ab von der Vielfalt von Martin Ritters Interessen. Natürlich leuchtet seine kirchenhistorische Expertise immer wieder auf, wenn er von Franz von Assisi, von Dietrich Bonhoeffer, Jochen Klepper und natürlich von Luther, immer wieder von Luther spricht, wenn die Exegese- und Theologiegeschichte in den Blick kommt oder die Feste des liturgischen Jahres erläutert werden. An vielen Stellen seiner Predigten streut er gelehrte, aber nicht abseitige Bemerkungen über den Kirchenbau und über die Holzschnitte eines Walter Habdank ein, zitiert er aus Gedichten aus alter und neuer Zeit und spricht er immer wieder von der Musik, von den Melodien der Choräle, die seine Predigt umrahmen, aber auch von Volksliedern und den großen geistlichen Kompositionen. Gerade die Musik wurde ihm in einer kinderreichen Familie in die Wiege gelegt. Er selbst hat sich Zeit seines Lebens am Cello oder auf der Posaune immer aktiv als Musiker betätigt. Wie oft haben wir über die Jahre bei allen möglichen Anlässen gemeinsam gesungen! Darum hat Martin Ritter auch immer wieder über Choräle gepredigt, und zwar nicht nur über die ehrwürdigen Kostbarkeiten der evangelischen Gesangbuchtradition, sondern auch über neue geistliche Lieder.

Aber es bleibt ja nicht bei der (akademischen) Belehrung. Vielmehr sind Martin Ritters Predigten im besten Sinne erfahrungsgesättigt. Häufig

werden kleine Erzählungen eigener Erlebnisse eingestreut, Erinnerungen an gute und weniger gute Zeiten, Eindrücke von Reisen, die den Predigttext erhellen können. All dies dient der geistlichen Anregung und Ermutigung – und manchmal auch der Unterhaltung. Eine Predigt überschreibt der Verfasser gar: „Geistesblitz zur Geisterstunde“ (S. 136) – ein Hinweis darauf, dass manches auch schalkhaft vorgetragen wird und zum Schmunzeln reizen soll. In den Gottesdiensten Martin Ritters geht es bisweilen ernst, oft aber heiter und jedenfalls nie griesgrämig zu!

Im gläubigen Hören auf Gottes Wort und in der Liebe zu den Menschen, die diese Predigten kennzeichnen, in dem Freimut und in der Vielseitigkeit dieser Ansprachen kommt ein Gottvertrauen zum Ausdruck, welches Martin Ritter in seinen Hörerinnen und Hörern wecken möchte, ein rundum lebensbejahendes Zutrauen auf die gute Fürsorge unseres Herrn, das im besten Sinne ansteckend wirkt und den Geist anspricht, in der Welt nach Spuren dieser göttlichen Zuwendung

PREDIGTBEISPIEL

Predigt zum „Israelsonntag“ 2014 über Röm. 11,25-32 in der Peterskirche (Heidelberg)

Kanzelgruß: Ich grüße die Gemeinde mit dem Lobpreis aus dem 11. Kap. des Römerbriefes. Der Apostel Paulus schließt damit seine weit ausgreifende Besinnung über Gottes wunderliche Wege und Umwege in der Geschichte von Israels Erwählung, mit dem prophetischen Ausblick auf den Triumph der allerbarmenden Gnade als „letztem Gang“. Er schreibt (Vers 33-36): „Welch unergründliche Fülle der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Entschlüsse, wie unerforschlich seine Wege. Denn wer hätte erkannt, was der Herr im Sinn hat, und wer wäre sein Ratgeber gewesen? Oder wer hätte ihm im voraus gegeben, so dass er es ihm zurückerstatten müsste? Sondern: von ihm und durch ihn und auf ihn hin sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit“. Amen

zu suchen. Dieses Gottvertrauen realisiert sich im Umgang mit dem Nächsten in einer Ethik des Friedens, die der Prediger seiner Gemeinde immer und immer wieder sanft, aber nachdrücklich einschärft – nie moralinsauer, sondern stets in fröhlicher Hoffnung auf unausgeschöpfte Möglichkeiten für ein friedliches menschliches Miteinander. Dass Martin Ritter immer beide im Blick behält: Gott und den Nächsten, und nicht das eine gegen das andere ausspielt, das macht in meinen Augen die große kerygmatische Kraft seiner Predigten aus.

Martin Ritter hat um seine Wissenschaft wie um seine Verkündigung nie viel Aufhebens gemacht, und es wäre ihm nicht recht, wenn andere dies täten. Er hat sich nie nach Ehrenämtern oder Auszeichnungen gedrängt; vielmehr hat er die vielen Aufgaben, die ihm im Laufe seines langen Lebens zugefallen sind, und so auch die Last, die mit dem Amt des Universitätspredigers unweigerlich einhergeht, stets klaglos getragen.

Predigttext: Der für heute vorgeschlagene Predigttext geht dem unmittelbar voraus und lautet:

(25) Ich will euch, liebe Geschwister, dies Geheimnis nicht verhehlen, damit ihr euch nicht selbst für klug haltet: Verstockung ist einem Teil Israels widerfahren, so lange, bis die Fülle der Heiden zum Heil gelangt ist; (26) und so wird ganz Israel gerettet werden, wie geschrieben steht (Jes. 59,20; Jer. 31,33): „Es wird kommen aus Zion der Erlöser, der abwenden wird alle Gottlosigkeit von Jakob. (27) Und dies ist mein Bund mit ihnen, wenn ich ihnen ihre Sünden wegnehmen werde“. (28) Im Blick auf das Evangelium sind sie zwar Feinde um euretwillen; aber im Blick auf die Erwählung sind sie Geliebte um der Väter willen. (29) Denn Gottes Gaben und Berufung

können ihn nicht gereuen. (30) Denn wie ihr zuvor Gott ungehorsam gewesen seid, nun aber Barmherzigkeit erlangt habt wegen ihres Ungehorsams, (31) so sind auch jene jetzt ungehorsam geworden wegen der Barmherzigkeit, die euch widerfahren ist, damit auch sie Barmherzigkeit erlangen. (32) Denn Gott hat alle eingeschlossen in den Ungehorsam, damit er sich aller erbarme.

Gebet: Du aber, o Herr, erbarme dich über uns.
Amen.

Liebe Gemeinde,

Als ich anfang, mich mit diesem Text – im Hinblick auf eine Predigttaufgabe – zu beschäftigen, hatte sich das israelische Militär gerade aus dem Gazastreifen zurückgezogen und einen Waffenstillstand angeboten. Mich wühlte dieser Konflikt fast mehr auf – und tut dies bis heute – als die anderen, die uns derzeit Not machen: einmal, weil Israel noch immer so unendlich überlegen ist und diese Überlegenheit auch bedenkenlos ausspielt, scheinbar gerechtfertigt durch den unerträglichen Zynismus der Hamas (und ihrer internationalen Unterstützer), die Unsummen verausgabten zur Anlage einer riesigen, unterirdischen Tunnelfestung und zur Ansammlung von Raketenbergen, aber buchstäblich nichts taten zum Schutz der Zivilbevölkerung vor den zu erwartenden Bombardements der Israelis, vielmehr Kinder, Frauen, Greise als menschliche Schutzschilde missbrauchten, was allgemein als ein schweres Kriegsverbrechen gilt; zum andern und vor allem, weil Israel für mich noch immer das Volk der Bibel ist, dem Gott seine Verheißungen zugesagt hat, und weil wir Christen, besonders in Deutschland, uns wohl auf immer in seiner Schuld wissen müssen.

Wäre es ein gangbarer Ausweg, von der Gegenwart abzusehen und zu sagen, das eine habe mit dem anderen nichts zu tun? Sicherlich nicht, und das tut weh, fast so weh wie – eine hoffnungslose Liebe.

Hoffnungslose Liebe? Ist das das Stichwort, das uns eine Brücke schlagen lässt und das alle verbindet: Paulus und Israel, das Israel von einst und das von heute, schließlich uns und den Text?

Kein Zweifel, Paulus hat sein Herkunftsvolk, Israel, geliebt; und, anders als bei anderen „Konvertiten“, ist seine frühere Liebe nicht in Hass oder auch „nur“ Verachtung umgeschlagen.

Paulus hat Israel so sehr geliebt, dass er wünschte, selbst „verflucht und von Christus getrennt zu sein“ für seine „Brüder“, seine „Stammesverwandten nach dem Fleisch“, wie er selbst sie nennt (Röm 9,3). Umso mehr treibt ihn im Römerbrief, dem letzten, der uns aus seiner Hand erhalten ist und ganz den Charakter eines paulinischen „Testaments“ an sich trägt, die Frage um, ob etwa seine Verkündigung, die Predigt von der Rechtfertigung, „ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben“, wie sie „der eine Gott“ Juden und Nichtjuden gleichermaßen zuteil werden lasse (Röm 3,28. 30), angesichts ihrer Ablehnung durch die Mehrheit der Israeliten nicht zu dem Schluss nötige, Gott habe Israel die Treue gebrochen (vgl. Röm 3,3; 9, 6a; 11,1).

Fundamentales steht hierbei für ihn auf dem Spiel. Er behauptet ja, in Christus seien „alle Gottesverheißungen“ der Schrift „Ja“ und „Amen“ (2. Kor 1,20). Und das heißt, in ihm habe Gottes Macht, seinen Rettungswillen in der Geschichte durchzusetzen, ihre endzeitliche Gestalt gewonnen. Nun aber gelten diese Verheißungen, wie er keineswegs bestreitet, sondern im Gegenteil bekräftigt, zuerst Israel (Röm 1,16). Wenn also seine Verkündigung nicht auch Israel zum Heil gereichte, wäre sie in ihrem Anspruch, das Evangelium Gottes zu sein, widerlegt. Darum muss Paulus aufzeigen, dass und wie das Evangelium zur Rettung ganz Israels führt (Röm 11,26a).

Als frommer Jude aufgewachsen, befolgt er selbst den Ratschlag, sich nicht selbst für klug zu halten, sondern vertieft sich in die Schrift. Beim Propheten Jesaja liest er von der zeitweiligen Verwerfung Israels (Jes 27,8), seinem Mangel an rechter Gottesfurcht und Gehorsam (59,13)

sowie dem vorübergehenden Fehlen des Erbarmens Gottes (27,11), aber auch von dem künftigen Erweis göttlicher Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Rettung (59,16f.), der Anerkennung des HERRN durch die „Weltvölker“ (59,19), die besser nicht mehr so von uns genannten Heiden, bei seinem Erscheinen in Jerusalem (60,1f.), dem Kommen der Weltvölker eben dorthin (60,3), der Sammlung ganz Israels zur Anbetung des HERRN am Zion (27,12f.) und dem Reichtum an Früchten, der den ganzen Erdkreis dort erwartet (27,6). Mit besonderem Interesse dürfte Paulus die Ankündigung gelesen haben, dass die Weltvölker alle Kinder Zions (= Jerusalems) dorthin tragen (60,4); darauf kann sich seine Erwartung stützen, ganz Israel werde erst infolge der endzeitlichen Völkerwallfahrt Rettung erfahren.

So formen sich seine Gedanken; und so beginnt auch der beim ersten Anhören reichlich rätselhafteste Text, der uns heute zu bedenken aufgegeben ist, etwas von seiner Rätselhaftigkeit zu verlieren (Ich paraphrasiere ihn ein wenig, zur besseren Verständlichkeit, wenn auch in aller gebotenen Kürze).

Mit ihrem Unverständnis für und ihrem Widerstand gegen das Evangelium als „Gottes Kraft zur Rettung für jeden Glaubenden, sowohl – (und zwar) zuallererst – für Juden als auch für Griechen“ (1,16), anders gesagt: Nichtjuden, erweisen sich die nicht-christusgläubigen Israeliten als Feinde. Dies geschieht freilich den (überwiegend sicherlich) nichtjüdischen „Geliebten Gottes (und) berufenen Heiligen in Rom“, an die der Brief des Apostels gerichtet ist (1,7), zugute; erst infolge jenes Widerstandes ist ja das Evangelium zu ihnen gelangt; und den Zusagen an die Väter Israels gemäß bleibt Gottes Liebe, die in der Erwählung Ausdruck fand, bestehen. Gottes Gnadengaben an Israel sind ebenso unwiderruflich wie die Berufung durch Gott, die zuerst Israel erfuhr und nun die Gemeinschaft der christusgläubigen Juden wie Nichtjuden erfährt. So ergibt sich für Paulus, heilsgeschichtlich gesehen, ein Entsprechungsverhältnis: Einst, vor ihrer Hinwendung zum Evangelium, waren die nichtjüdischen

Christusgläubigen – in Rom wie anderwärts – selbst Gott ungehorsam; nun aber ist ihnen, infolge des Ungehorsams so vieler Israeliten gegenüber dem Evangelium, und eben durch das Evangelium, Gottes Barmherzigkeit zuteilgeworden. Entsprechend zieht nun der Ungehorsam auf Seiten Israels die Erfahrung göttlichen Erbarmens nach sich; denn so gewiss erst dieser Ungehorsam dazu führte, dass Nichtjuden (auch und gerade in Rom) jetzt im Evangelium Gottes Erbarmen finden können, so gewiss soll auch jenen Israeliten Barmherzigkeit widerfahren; einigen schon jetzt, wenn sie sich von Gottes Zuwendung zu den Weltvölkern zum Christusglauben reizen lassen (vgl. 10,19-21; 11,11.13f.23), allen anderen dereinst, wenn Christus selbst sich ihnen im Rahmen der endzeitlichen Völkerwallfahrt zum Zion als Retter, als Erlöser, offenbaren wird (vgl. 11,15b.24.26f.).

Wir sehen, liebe Gemeinde, an diesem Beispiel in besonderer Deutlichkeit: es ist ein Ringen in Israel um Israel, was in der ältesten christlichen Überlieferung seinen Niederschlag gefunden hat; keine eindeutig christliche Quelle ist ja erhalten, die älter wäre als die paulinische Briefsammlung, darin der höchstwahrscheinlich auf nur 23 Jahre nach Jesu Kreuzestod zu datierende Römerbrief. Ähnlich begann, fast anderthalb Jahrtausende später, die Reformation als Ringen in der Kirche um die Kirche und resultierte nicht etwa aus dem Bestreben, eine neue Kirche zu gründen!

Wie Paulus den Propheten Jesaja befragt und die Jesajazitate verwendet – ich konnte es nur andeuten –, macht es durchaus Sinn und passt gut mit deren ursprünglichen Kontexten überein, vorausgesetzt, man liest diese, wie er, im Licht der Christusbotschaft. Gleichwohl ist er sich dessen sehr bewusst, an ein Geheimnis zu rühren; und er ist weit davon entfernt, sich selbst für klug zu halten!

Wir sollten uns das, was in der christlichen Rezeptionsgeschichte meist auf das sträflichste ignoriert wurde, – endlich – zur Warnung dienen

lassen! Konkret heißt das für meine Begriffe, dass wir sowohl die alttestamentlich-rabbinisch-jüdische Auslegungsgeschichte der hebräischen Bibel, unseres Alten (oder) Ersten Testaments in ihrer Eigenständigkeit zu achten lernen und uns damit auch gegen ein allzu simples Schema von „Verheißung und Erfüllung“ (und einen damit oft genug verbunden antijüdischen Triumphalismus) verwahren, als auch den „Fehler“ zu vermeiden suchen, vor dem, wenn ich so sagen soll, „christologischen“ Auslegungshorizont alttestamentlicher Texte geradezu ängstlich auszuweichen. „Heilige Schrift“ und nicht einfach Dokument einer tausendjährigen Religionsgeschichte ist das AT für uns Christen nur „in Christus“, denke ich.

Für Paulus ist es nicht in erster Linie böswilliger Halsstarrigkeit der Mehrheit unter den Juden oder seiner eigenen Unzulänglichkeit zuzuschreiben, dass das Evangelium von der freien Gnade Gottes bei einem Groß-Teil Israels auf Ablehnung stieß. Gewiss, das betraf in erster Linie den Kern, die Vollmitglieder jener Synagogengemeinden, bei denen seine Mission, wie wir wissen, anzusetzen pflegte, nicht den sie umlagernden – kleineren oder größeren – Kreis von sog. „Gottesfürchtigen“. Bei diesen traf die Botschaft, die Paulus zu überbringen hatte, eher auf offene Ohren, und das aus nachvollziehbaren Gründen. Denn was diese „Gottesfürchtigen“ in der Synagoge zu erleben gewohnt waren, nämlich jüdische Privilegierung und eigene Marginalisierung, das stellte der Apostel gerade in Frage! Doch für ihn war dieser Teilerfolg nur ein geringer Trost.

Er glaubte, durch die Bibel belehrt, erkannt zu haben, dass der Widerstand der jüdischen Mehrheit auf deren Verhärtung, um nicht zu sagen: Verstockung, durch Gott zurückgehe und Gottes Heilsplan entsprechend zunächst den Christgläubigen aus den Weltvölkern, am Ende aber auch Israel selbst zugutekommen solle.

Wie sollen wir das verstehen, wie damit umgehen? Ein jüdischer Paulusinterpret unserer Tage meint, Paulus betone damit, „dass die Christus-Gläubigen kein Urteil über die Zukunft

Israels fällen sollen, jedenfalls nicht zu diesem Zeitpunkt, und möglicherweise überhaupt nie“. Ich kann dem viel abgewinnen, umso mehr, als es dem Geheimnis-Charakter dessen entspricht, was Paulus in unserem Text seinen Lesern und – hier und heute – uns, seinen Hörerinnen und Hörern, nicht verhehlen möchte, und zumal zu der Warnung, sich selbst für klug zu halten, bestens passt.

Wenig anfangen kann ich dagegen, offen gestanden, mit der Interpretation eines mir seit langem, wenigstens literarisch, bekannten christlichen Theologen, der pünktlich zum diesjährigen „Israelsonntag“ sein *ceterum censeo* wiederholte. Es besagt: Hinter dem jüdischen Nein zum Messias Jesus stehe Gott selbst; das meint und sagt auch Paulus, genau so wie, dass dies Nein uns Christen zum Nutzen ist, weil es uns jeglichen Überlegenheitsdünkel auszutreiben vermag. Allein, dass „Juden“ „unsere Mission nicht“ brauchten, dass, wenn „am Ende ganz Israel gerettet“ werde, das dann „an der Kirche vorbei“ geschehe, weil Gott die „Rettung seines Volkes Israel ... „zur Chefsache““ erkläre, diese Deutung führt sicherlich von Paulus weg. Denn, wenn auch die Zukunft – nicht nur Israels – wie auch, was wir ausrichten, allein in Gottes Hand liegen: was unterwegs, was hier und jetzt geschehen soll, nennt Paulus nur wenige Verse vor unserem Predigttext; es heißt dort: „Euch Heiden“, euch Christgläubigen aus den Weltvölkern, „sage ich: Weil ich Apostel der Heiden bin, preise ich mein Amt, ob ich vielleicht meine Stammverwandten zum Nacheifern reizen ... könnte“ (11,13f.). Das also darf, vielleicht sogar muss jetzt geschehen, freilich auf Augenhöhe, nicht von oben herab, und das heißt: in Wechselseitigkeit, denke ich.

Es ist gerade in der jetzigen Situation geradezu kontraproduktiv, wenn stattdessen in dem zuletzt zitierten Votum geraten wird, den Spieß „um 180 Grad“ umzudrehen: statt Juden zu belehren, müssten Christen von Juden lernen, „um die eigene Religion und Kultur besser verstehen zu können“. Ich bin versucht zu erwidern: Nun lernt mal schön, in tempore belli! „S’ist Krieg,

s'ist leider Krieg, und ich begehre, nicht schuld daran zu sein“ (M. Claudius), weder durch mein Reden, noch durch mein Handeln.

Mehr denn je gilt es, aktiv, Vorbild zu sein und zur Nachahmung zu reizen; einander zu einem vertieften Verständnis der uns gemeinsamen Bibel zu verhelfen; zum Glauben zu reizen, zur Liebe zu reizen, zur Hoffnung zu reizen, zur Versöhnung zu reizen.

Dass wir das in der Schule des Gekreuzigten-Auferstandenen gelernt zu haben glauben, kann getrost jedermann wissen, muss es aber nicht unbedingt!

Versöhnung gibt es, das steht uns felsenfest, nur dann, wenn wir lernen, uns über das Glück, den

Erfolg des anderen mit ihm zu freuen, ebenso, wie über seine Verletzungen und Verluste mit ihm zu weinen; ja, vielleicht ist das noch wesentlicher, die Verletzungen des andern sich zu Herzen zu nehmen und mit ihm zu beweinen!

Mit Bewegung las ich den vom südafrikanischen Bürgerrechtler und Kampfgefährten Nelson Mandelas, Erzbischof Desmond Tutu, verfassten, in einer israelischen Zeitung veröffentlichten und mit seiner Zustimmung von dem avaa-Kampagnen-Netzwerk im Internet verbreiteten Aufruf „an das Volk Israels: Befreit euch, indem ihr Palästina befreit“, in dem es u.a. heißt: „Menschen, die sich im Streben nach einem gerechten Anliegen zusammentun, sind nicht aufzuhalten. Gott mischt sich nicht in die Belange der Menschen ein. Er hofft, dass wir wachsen und lernen, indem wir unsere Schwierigkeiten und Differenzen selber lösen. Aber Gott schläft nicht“ und, so füge ich hinzu: er wacht nicht erst am Sankt-Nimmerleinstag wieder auf, um zu handeln (so viel zu: Rettung Israels als „Chefsache“)! Ich setze das Tutu-Zitat fort: „Die jüdischen Schriften sagen uns, dass Gott vorzüglich auf der Seite der Schwachen und der Vertriebenen steht, der Witwe, des Waisen und des Fremden; der Sklaven freiließ, damit sie auszo-

gen in ein gelobtes Land. Es war der Prophet Amos, der sagte, wir sollen Gerechtigkeit wie einen Strom fließen lassen“.

Hoffnungslose Liebe? Tatenlose Liebe? Nein danke!

Nicht bei Amos, sondern beim Propheten Jesaja lesen wir: „Die dem Herrn vertrauen, schöpfen neue Kraft“ (Jes 40,31). Als ein Christ, der Israel nichts streitig zu machen wünscht und sich erst recht „nicht selbst für klug“ hält, erlaube ich mir, das – in aller Gebrochenheit, Liebe und Demut – so zu verstehen und aufzunehmen:

Evangelium – noch im Schweigen,
wenn die Nacht in der Kopfweide lauert,
wenn das Nichts die Himmel befährt,
wenn vor schwarzem Spiegel
das menschliche Antlitz zerbricht,
ist es zur Stelle,
nimmt das Wort,
richtet und tröstet zugleich:
Für dich steht einer vor Gott,
und so tritt Gott vor dich hin,
Mensch und Sohn,
Menschensohn, zwischen Sonne und Erde
Gehängt am Kreuz
Birgt er dich
In seinen Armen,
ruft die Schöpfung zurück
an sein Herz,
verwehrt der Schlange den Biss
und dem Tod den Triumph,
bringt das Leben heim,
erfüllt, was du dich nicht
zu denken getraust:
Du bist geliebt und Person
Und niemandem nichts schuldig,
nicht einmal Ihm –
außer dem Maß
deines mäßigen Glaubens.
Jesus Christus, das eine Wort Gottes,
ist – für dich, für mich – Evangelium ganz.
Amen

LITERATURHINWEISE

RITTER, Adolf Martin: 100 Jahre Universitätsgottesdienst in der Peterskirche, in: Heidelberger Jahrbücher 40 (1996), S.235-245 (online unter: <http://www.peterskirche-heidelberg.de/die-peterskirche/geschichte-2/100-jahre-universitaetsgottesdienst-in-der-peterskirche/>).

RITTER, Adolf Martin: Freude teilen. Predigten und biblische Besinnungen aus drei Jahrzehnten, Waltrop 2006.